Tiſchreden
des
Weltweiſen
zu
Sans-Souci.

1761.

Vorrede.

Derjenige, mit dem meine Feder sich in diesen Blätter zu beschäftigen die Ehre haben wird, verdienet den Namen eines Weltweisen aus mehr als einer Ursache. Einer seiner Ahnen, der ehrliche Churfürst Johan muste sich den Beynamen Cicero aufdringen lassen. Fragt man warum, so heist es, wegen seiner angebohrnen Beredsamkeit. Ich habe aber kein ander Beispiel von dieser Beredsamkeit in der Geschichte antreffen können, als daß er einmal mit einem ziemlich starken Corps d'Armee

drey ſtreitige Könige zu einem Vergleich beredete. Eine ſolche Beredſamkeit war in der That werth, daß man hm deswegen den Namen Cicero beylegte.

Es iſt wahr, der Weltweiſe zu Sans-Souci hat ſeinen Herren Gegnern bisher ſolche Schlüſſe in Ferio vorgelegt, daß ſie noch immer nicht recht wiſſen, ob ſie ſich den Majorem oder Minorem beweiſen laſſen wollen. Dieſe ſeine bisher noch unüberwindliche Logik würde allein ſchon hinlänglich ſeyn, den Namen eines Philoſophen zu rechtfertigen, den man ihm geben könte und bereits ſchon gegeben hat. Dem ohnerachtet getraue ich mich, zu beweiſen, daß er ihn auch in derjenigen Bedeutung verdienet, in welcher man ihn gemeiniglich zu nehmen pflegt; nur bitte ich mir dabey aus, daß man ſich unter dem Namen eines Philo-

ſophen

ſophen kein ſolches hieroglyphiſches Geſpenſt vorſtelle, welches mit einer langen buchsbäumernen Perrüque, einer groſſen Halskrauſe und einem armsdicken Stabe, wie die theure Zeit auf den Gaſſen herumſchleicht, und mit niemand auſſer mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Ein ſolcher Philoſoph iſt der Weltweiſe zu Sans-Souci freilich nicht, und Dank ſey es dem Schickſal, daß er es nicht iſt!

Salomo, der weiſe Salomo ſagte, nachdem er von allem gekoſtet hatte: Es iſt eitel! es iſt alles eitel! Dies ſagte er mitten unter dreyhundert Weibern und ſiebenhundert Kebsweibern. Salomo war ein Philoſoph; aber bey dem allen hatte er doch kein Dorf erobert, noch ein einiges Huſarenſcharmützel gewonnen. Der Weltweiſe zu Sansſouci hat auch mehr als einmal geſungen: Es iſt eitel!

Es iſt alles eitel! Dies ſang er, nachdem er ganze Staaten erobert, ſo viele Schlachten gewonnen hatte und ſich ringsumher von mächtigen Feinden umringt ſahe, die er noch alle zu ſchlagen willens war. Wer iſt wohl von beyden der gröſte Philoſoph?

Ohne meine Leſer in der Entſcheidung dieſer Frage vorzugreifen, wil ich nur noch ſagen, daß es mich wirklich recht ſehr wundert, wann man nicht ſchon lange Tiſchreden von ihm herausgegeben hat. Seine Feinde ſowohl als die Buchhändler haben ſich ſeiner Lande, ſeiner Gedichte und ſeines Namens bisher überaus gut zu Nutze zu machen gewuſt; und bey dem allen iſt noch niemand auf den Einfal gerathen, durch eine Ausgabe ſeiner ſcharfſinnigen Ausſprüche und Urtheile einen chriſtlichen Profit zu erwiſchen und die

miſ-

müſſige Welt zugleich um einige Stunden zu bringen, die ihr bey den jetzigen Kriegszeiten ohnehin lang genug werden. Dieſe Nachläßigkeit iſt unverantwortlich. Die Tiſchreden des Philoſophen zu Sansſouci verdienten, meiner Meinung nach, wohl eben ſo gut geſamlet zu werden, als die Tiſchreden des Socrat, des Alphonſi und Luthers.

Um indeſſen den Herrn Schriftſtellern und Verlegern zu zeigen, wie ein ſolches Werkgen ohngefehr eingerichtet werden könte, ſo wil ich ihnen hier eine kleine Probe davon liefern. Ich bin eine geraume Zeitlang in der Schule dieſes Philoſophen geweſen, und ich ſchmeichle mir an den bisher erfochtenen Siegen keinen geringen Antheil zu haben. Wenigſtens wäre die Schlacht bey Torgau ohne mich gewis nicht gewonnen worden. Ich war

aber bey dieſer letztern ziemlich hitzigen Diſputation ſo unglücklich, daß einer unſrer Opponenten mir einen ſo ungezogenen Syllogiſmum entgegen ſetzte, der mir ein lahmes Bein zuwege brachte. Weil ich nun in der Schule dieſes groſſen Dialectikers nichts mehr Nutze bin, ſo habe ich mich zur Ruhe begeben, und meine einige Beſchäftigung iſt nunmehr, ſeine witzigen Einfälle und ſcharfſinnigen Denkſprüche meiner Seele wieder vorzupredigen, die ich bisher wenigſtens durch die dritte Hand zu hören Gelegenheit gehabt. Dieſe wenigen Bogen ſind eine Probe davon.

Weil es aber jetzo Krieg iſt, und ich mir habe ſagen laſſen, daß die Herren Kunſtrichter und Wortklauber eben ſo wenig friedfertig denken, als die groſſen Herren und Soldaten; ſo mus ich mich, ehe ich

mei-

meinen Kram auslege, vorher noch eines Umstands wegen in Sicherheit setzen. Dieser Umstand ist der Titel **Tischreden**, den man um Gottes willen nicht nach dem Buchstaben nehmen muß, als wenn sie gerade alle bey der Tafel dieses Weltweisen zur Welt geboren worden. In Luthers Tischreden kommen Gespräche vor, die der ehrliche Mann mit dem Teufel auf dem Abtrit geführet hat; und dennoch hat der Herausgeber derselben kein Bedenken getragen, ihnen den Namen der Tischreden beyzulegen. Man wird hier keine Gespräche auf dem Abtrit antreffen; aber um so viel eher hoffe ich, wird man mich dieses Titels wegen unangefochten lassen.

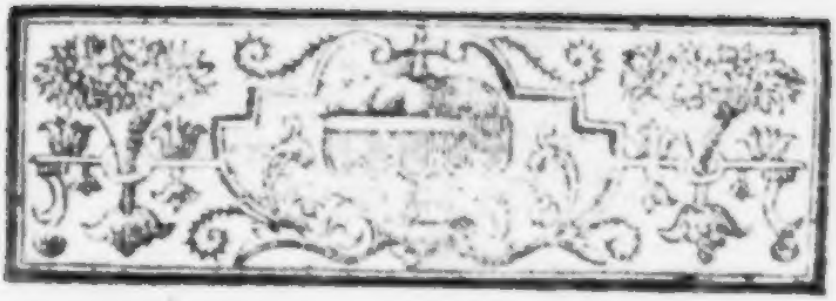
Wenn diese Probe gut aufgenommen wird, so wird mich solches vielleicht aufmuntern, der Welt nicht nur mit einem Paar Folianten von dieser Art ein Com-

pliment zu machen, sondern auch die Tischreden anderer Generalen zu samlen, die nunmehr seit fünf Jahren wider uns zu fechten die Ehre gehabt haben. Ich kan meine Leser zum voraus versichern, daß sie ungemein artig und erbaulich zu lesen seyn werden. B...

1761.

Tisch-

Tischreden
des
Weltweisen
zu
Sans-Souci.



Da mir in der Schule dieſes Weltweiſen die Ordnung beynahe zur andern Natur geworden iſt: ſo wird man mir auch nicht übel nehmen, wenn ich in dieſem Werkgen die Zeitfolge zum Grunde lege, um nicht das hundertſte in das tauſendſte zu miſchen. Ich fange daher mit demjenigen Kriege an, der gleich nach der angetretenen Regierung dieſes Weltweiſen der Welt zeigte, was für Meiſterſtücke ſie einmal von ihm zu gewarten haben würde. Ob dieſer Krieg gerecht war, oder nicht, das gehet mich nichts an, gehöret auch in keine Sammlung von Tiſchreden. Genug, ſobald der König in Preuſſen beſchloſſen hatte, zur Ausführung ſeiner Rechte auf Schleſien die Waffen zu ergreifen, ſo wurden auch die Anſtalten dazu mit einer ſolchen Geſchwindigkeit gemacht, die alle Vorſtellungen übertraf und uns ſchon ſo oft vortheilhaft

gewe-

geweſen iſt. Der Zug gieng 1740 mitten im December in dasjenige Land, welches unſern Scheitel mit Lorberkränzen ſchmücken ſolte. Man wolte in unſre Fahnen den Denkſpruch ſetzen: Pro Deo et Patria. Allein der König ſtrich Pro Deo weg, und ſagte: »man müſte »den Namen Gottes nicht ſo in die Streitigkei»ten der Menſchen miſchen. Der Krieg betreffe »eine Provinz, nicht aber die Religion.« Das Regiment Garde bekam bey dieſer Gelegenheit ſtatt der Fahne einen maſſiven römiſchen Adler von Silber, der auf einem vergoldeten Stabe getragen wurde. Dieſer Adler ſetzte die Preuſſen in die Nothwendigkeit, unüberwindlich zu ſeyn. Um aber auch in andern Stücken den alten Römern zu gleichen, hielt der König eine Anrede an ſeine Generale und Officiers, die ſo lautete:

»Meine Herren!

»Ich betrachte euch nicht als meine Unter»thanen, ſondern als meine Freunde. Die »brandenburgiſchen Truppen haben ſich je»derzeit durch ihre Tapferkeit hervorge»than und bey verſchiedenen Gelegenhei»ten Proben ihres Muths abgeleget. Ich »werde bey allen Unternehmungen mit zu»gegen ſeyn. Ihr werdet vor meinen Au»gen fechten, und ich will mehr wie ein Va-

ter

»ter, als Oberherr diejenigen belohnen, »welche ſich durch ihren Eifer in meinen »Dienſten hervorthun werden.

Als der König in Schleſien einrückte, glaubte die ganze Welt, er wäre ſchon mit Frankreich einſtimmig, aber die ganze Welt betrog ſich. Der König geſtand nachmals ſelbſt, daß er viel gewagt habe; allein er ſahe zum voraus, daß Frankreich eine ſo ſchöne Gelegenheit, das Haus Oeſterreich zu ſchwächen, nicht aus den Händen laſſen würde. Indeſſen wuſten die franzöſiſchen Miniſtres anfänglich nicht, wie ſie mit dem Könige dran waren. Der franzöſiſche Geſandte zu Berlin, der Marquis von Beauveau, gab ſeine Verwunderung über die kriegeriſchen Bewegungen der Preuſſen zu verſtehen, und fragte, ob ſie wider Oeſterreich oder Frankreich gerichtet wären. Er bekam weiter nichts zur Antwort, als: Je vais, je crois, jouer votre jeu; ſi les as me viennent nous partagerons. Ich werde, wie ich glaube, euer Spiel ſpielen. Wenn ich die As bekomme, ſo wollen wir theilen. Dies war der ganze Anfang einer damahls noch ziemlich weit entfernten Unterhandlung zwiſchen den Höfen zu Verſailles und Berlin.

Die

Die Unternehmungen hatten inzwiſchen in Schleſien ihren Anfang, und in wenig Monathen war dieſe ganze Provinz in preuſſiſchen Händen. Hierauf erfolgte 1741. den 10ten April die Schlacht bey Molwitz, wo die preußiſchen Trouppen ſich mit ihren erſten Lorbern ſchmückten. Der König legte hier die deutlichſten Proben ſeiner perſönlichen Herzhaftigkeit ab. Er war jederzeit in dem gröſten Feuer gegenwärtig und rufte dem rechten Flügel, der anfänglich weichen wolte, zu mehrern Mahlen zu! Ihr Brüder! Preuſſens Ehre! Eures Königes Leben! Dieſes hatte die gehofte Wirkung. Preuſſens Ehre und ſeines Königes Leben wurden an dieſem Tage des Blutvergieſſens gerochen. Der König befand ſich anfänglich bey der Artillerie, auf welche die Oeſterreicher ihre meiſten und gröſten Kanonen gerichtet hatten, um ſolche unbrauchbar zu machen. Als einmal ein paar Kugeln ihm ſo nahe kamen, daß er ganz mit Koth beſpritzet wurde, ſagte er mit dem ihm ſo eigenen kalten Blute zu einem Officier von der Artillerie: renvoyez ces boulets aux ennemis; je ne veux rien avoir à eux. Schicket dieſe Kugeln wieder zum Feinde zurück. Ich mag nichts mit ihnen zu thun haben.

Nach dieser Schlacht gaben sich die Seemächte alle nur ersinliche Hülfe, den Frieden zwischen den Höfen zu Wien und Berlin wieder herzustellen. König Friedrich war selbst nicht ungeneigt dazu, er wolte aber Niederschlesien behalten, und dazu wolte sich die Königin von Ungarn durchaus nicht verstehen. Diese unglückliche Königin muste sogar aus Wien flüchtig werden, und in Presburg Sicherheit suchen. Sie erklärte aber vor ihrer Abreise ausdrücklich, daß sie lieber das äusserste über sich ergehen lassen, als in die Abtretung des geringsten Stücks von Schlesien willigen wolte. Diese Standhaftigkeit wurde von der ganzen Welt bewundert. Selbst König Friedrich sagte davon gegen einen Minister, der seiner Vertraulichkeit gewürdiget wurde: "Ich sehe mit Bedauren die Unbe-
" weglichkeit der Königin von Ungarn, und
" die Neigung ihres Ministerii. Aber ich
" schmeichle mir, daß man meine Meynung
" für gerecht halten werde. Meine Gerecht-
" same sind dergestalt erwiesen, daß auch die
" zuvor am meisten dawider eingenommenen
" Personen sie gegenwärtig nicht in Zweifel zie-
" hen können. Ich habe nichts vergessen um
" den Vergleich zu erleichtern. Ich habe mei-
" ne Anforderungen sehr gemässiget. Ich ha-
" be gar in einer Inaction bleiben wollen, da

"ich doch mit Vortheil hätte agiren können. "Ich glaube also nicht, daß man mir mit "Recht die Schuld der üblen Folgen geben "werde."

Je unvermeidlicher der Untergang der Königin von Ungarn zu seyn schien, desto mehrern Muth bezeigte sie in den allergrösten Widerwärtigkeiten. Sie flohe aus Wien nach Presburg; hier versammelte sie die vier Stände, nahm ihren ältesten Prinz, der fast noch in der Wiege war, auf den Armen, und redete die Ungarn folgendergestalt an: "Verlassen von meinen Freunden, verfolgt von "meinen Feinden, angegriffen von meinen "nächsten Verwandten, habe ich keine andere "Zuflucht als zu eurer Treue, zu eurem Muth "und zu meiner Standhaftigkeit. In eure "Hände werfe ich die Tochter und den Sohn "eurer Könige, die von euch ihre Wohlfarth "erwarten." Alle versammelten Ungarn geriethen hierüber in Wuth, zogen ihren Säbel und schryen: Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia. Man muß wissen, daß sie ihrer Königin jederzeit den Titel eines Königs beylegen. Alle Anwesende vergossen Thränen, und die Königin allein hielt sie aus Standhaftigkeit zurück. Kurz vorher hatte sie an die Herzogin von Lothringen geschrieben:

ben: "ich weiß noch nicht, ob mir eine Stadt "übrig bleiben wird, meine Wochen daſelbſt "zu halten."

Weil nun alle Hofnung zu einem Vergleich verſchwand, ſo ließ ſich der König inzwiſchen zu Breßlau huldigen. Der 7te Auguſt war dazu angeſetzt, und der Text, worüber gepredigt werden ſolte, war aus 1 Timoth. Kap. 2. v. 1. und 2. genommen. Ich kan nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit einen merkwürdigen Umſtand mit anzuführen; ob er gleich in keine Samlung von Tiſchreden zu gehören ſcheinen möchte. In den breslauiſchen Zeitungen nemlich, waren dieſe Texte bekannt gemacht. Es war aber durch einen Druckfehler das Punctum zwiſchen den beyden Ziffern 1 und 2 aus der angezogenen Stelle des Briefes an Timotheum weggelaſſen, und folglich der 12te Vers daraus gemacht worden, welcher ſo lautet: **Einem Weibe geſtatte ich nicht, daß ſie lehre, auch nicht, daß ſie des Mannes Herr ſey, ſondern ſtille ſey.** Dis machte anfänglich ein groſſes Aufſehen, bis man es in den folgenden Zeitungen verbeſſerte. Dieſe Zeitungen wurden damals in der Druckerey der Jeſuiten gedruckt, die auch die Correctur davon beſorgten.

Hierauf erfolgte 1742 den 12ten May die Schlacht bey Chorusitz und Czaslau, nach welchem der König die Franzosen im Stiche lies, und den breslauer Frieden mit der Königin einging. Frankreich hat über die sogenannte Untreue des Königs damals, und noch nach der Zeit, so viel geschryen, und die wahren Umstände dieser Begebenheit sind bisher noch so wenig bekant worden, daß ich nicht umhin kan, solche etwas umständlicher zu erzählen; zumal da solche um mehr als einer Ursache willen in eine Samlung von Tischreden gehören.

Der König, der, als er von dem Prinz Carl angegriffen wurde, sich nicht stark genug zu seyn glaubte, der ganzen österreichischen Armee Widerstand zu leisten, drung einmal über das andere in die nicht weit davon stehende französischen Generale, sich mit ihm zu vereinigen, und ihm zu Hülfe zu kommen. Aber umsonst; die Marschälle von **Broglio** und **Bellisle** sahen es sehr gleichgültig an, wie der König mit der ganzen österreichischen Armee im Gefechte war. Dis ist ausgemacht und kan nicht in Zweifel gezogen werden. Hierzu kam noch ein Umstand, der nicht weniger gewiß ist. Ein vornehmer österreichischer Officier wurde in dieser Schlacht tödtlich verwundet,

wundet, und von den Preuſſen gefangen. Der König beſuchte ihn, und tröſtete ihn auf das anädigſte und menſchenfreundlichſte. Der Officier wurde dadurch gerührt, und ſagte zu dem Könige: "Sire, warum kan ich Denen" ſelben meine Erkentlichkeit nicht an den Tag "legen, für die Aufmerckſamkeit, die Ew. "Majeſtät für mich bezeugen! Ich wolte ru"hig ſterben, wenn ich Sie nur vorher über"zeugen könte, mit was für Alliirten Sie zu "thun haben. Ja, Sire, ſie ſuchen nichts, "als nur Ew Majeſtät zu betrügen." Der König wolte ſolches durchaus nicht glauben, aber der Officier fuhr fort: "Wenn es Ew. "Majeſtät erlauben wollen, ſo will ich einen "Courier nach Wien ſchicken, und ich hoffe, "die Königin werde ſich nicht weigern, mir "einen aufgefangenen Brief anzuvertrauen, "den ſie in Händen hat, und der ein Beweis "desjenigen iſt, was ich Ew. Majeſtät ver"ſichere; indem darin dem Marſchall von "Broglio ausdrücklich verboten wird, Ihnen "zu Hülfe zu kommen, oder Sie in irgend "einer Sache zu unterſtützen." Der König war ſolches zufrieden; der Courier gieng ab, und brachte den Brief im Original mit, der Friedrich 2 die Augen völlig öfnete, und verurſachte, daß er ſich von dieſer Zeit an nicht mehr auf Frankreich verlies.

Als daher die Schlacht bey Czaslau vorgefallen war, und die französischen Marschälle glaubten, daß sich der König seinen Sieg recht zu Nutze machen würde, geschahe gerade das Gegentheil Friedrich blieb in seinem Lager unbeweglich, und als Prinz Carl hierauf auf die Franzosen losgieng, und dicht neben dem preußischen Lager vorbey muste, ließ man ihn ruhig ziehen, ohne die geringste Bewegung dagegen zu machen. Dies machte den Broglio aufmerksam, er schrieb an seinen Hof. Man hatte aber in Versailles nicht die geringste Achtung darauf, weil man sich auf die Scharfsinnigkeit des Belleisle zu sehr verließ. Und dieser glaubte nichts weniger, als daß der König in Stande wäre von der französischen Partie abzugehen. Er schrieb an den Cardinal Fleury, der Argwohn des Marschalls von Broglio wäre höchst ungegründet; niemand wäre getreuer gegen Frankreich, als der König von Preussen. Dies Zutrauen war nach dem, was vorher gegangen war, ein wenig stark. Weil aber der König nicht die geringste Bewegung machte, die bedrängten Franzosen in Böhmen zu retten, so verfügte sich der Marschall von Belleisle in eigener Person in das preußische Lager. Man kan sich leicht vorstellen, wie erstaunt er muß geworden seyn, als er

von

von dem Könige die Antwort bekam: **Mein Herr Marschall, ich habe alles gethan, was ich gekont. Der Herr Marschall von Broglio muß nunmehr das übrige thun. Er hat neulich Ursache gefunden, sich der Vereinigung mit mir zu entziehen, und ich habe deren nunmehr meines Theils ganz unvermeidliche, welche nicht gestatten, zu ihm zu stossen.** Das Erstaunen des Marschalls wurde noch grösser, als er in dem Cabinet des Königs den vorhingedachten aufgefangenen Brief des Cardinals von Fleury liegen sahe. Er erbitterte sich so darüber, daß er bey dem Herausgehen seine Perrüque in der Antichambre auf die Erde warf, sie mit Füssen trat, und dabey sagte: **Die verfluchte Mütze** (er meynte damit den Purpurhut des Cardinals) **muß uns doch immer Unglück bringen!**

Hierauf währete es nicht lange, so ward der zwischen Preussen und Oesterreich im Julio geschlossene Friede ruchbar. Der alte Cardinal von Fleury hatte schon den 25. Junius Nachricht davon erhalten. Er lies sogleich die Staatssecretarios zusammen kommen, die damals der Marquis von Breteuil, Herr Amelot, und der Graf von Maurepas waren. Er ersuchte sie, sich

zum Könige zu verfügen, bey welchem er sich bald darauf selbst einfand, und so zu reden anfieng: "Die noch so wohl überlegten Un-
"ternehmungen schlagen dennoch öfters durch
"Zufälle fehl, welche alle menschliche Klug-
"heit nicht vorher sehen kan, und man muß
"auch die Hand des Allerhöchsten erkennen,
"welcher nach seinem Willen die Dinge auf
"der Welt, wie sie geschehen sollen, anord-
"net." Bey diesem Eingang fiel ihm der allerchristlichste König in die Rede, und sprach: "Ihr habt allem Ansehen nach eine schlimme
"Zeitung anzubringen; worin besteht sie?"
Der Cardinal antwortete: "Sire, es ist der
"Abtrit des Königs in Preussen." Der Kö-
nig versetzte darauf mit Heftigkeit: "Meine
"Armeen sind also verlohren. Nein Sire,
"antwortete der Cardinal, Ew. Majestät kön-
"nen versichert seyn, daß dero kluge Ge-
"rals, die davon bey Zeiten benachrichtiget
"worden, für alles gesorgt haben werden,
"und es sind noch Mittel fürhanden, diesen
"Streich abzuwenden, der nur in Ansehung
"der Umstände empfindlich ist. Morgen
"wollen wir auf Mittel und Wege sinnen, die
"zu ergreifen sind."

Inzwischen gerieth die französische Armee durch den Abtrit des Königs von Preussen in die

die allerbetrübteſten Umſtände, wovon ich ſogleich noch ein paar Anecdoten beybringen will. Hier will ich nur noch anmerken, daß, als die Tractaten zwiſchen dem König und der Königin ihre Richtigkeit hatten, der König an alle ſeine Generals im Hauptquartier zu Kuttenberg ein groſſes Tractament gab, und bey dem erſten Trunke während der Tafel die Worte ſprach: **Meine Herren, ich verkündige euch, daß gleichwie ich niemals die Abſicht gehabt, die Königin von Ungarn zu unterdrücken, ich den Schluß gefaſſet, mich mit dieſer Prinzeſſin zu vergleichen, und die Vorſchläge anzunehmen, welche ſie mir zur Gnugthuung meiner gehabten Rechte gethan hat.** Der König nahm hierauf das Glas und trunk es auf die Geſundheit der Königin von Ungarn, und auf die glückliche Verſöhnung mit ihr aus, worauf er auch die Geſundheits des Groſsherzogs von Toſcana und ſeines Bruders mit den Worten tranck: **Auf die Geſundheit des tapfern Prinzen Carls!** Und damit war der Friede geſchloſſen.

Um dieſe Zeit trug ſich eine Begebenheit zu, die zu drollig iſt, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen könte. Während der

Zeit, daß die preußischen Truppen in dem Lager zu Kuttenberg die müßigsten Tage von der Welt hatten, wurde ein Officier unter denselben mit heftigen Zahnschmerzen geplaget, daher er in ein benachbartes Städtgen gieng, sich von einem berühmten Wundarzt die schadhaften Zähne ausreissen zu lassen. Der preußische Officier stieg in einem Gasthof ab, und lies den Chirurgum dorthin holen. Bey seiner Ankunft fand er einen französischen Officier in der Stube sitzen, welcher sehr vornehm that, aber durch seine überaus schwarze Wäsche zeigete, daß das Wasser und die Seife in seinem Quartier ziemlich rar seyn müsse. Der preußische Officier kam sehr sauber und reinlich herein getreten. Dies gab dem Franzosen Gelegenheit zur Spötterey, zumal da das Mistrauen zwischen beyden Armeen bereits ziemlich algemein geworden war. Der Franzose machte sich mit dem Preussen dem Scheine nach bekant; sie trunken, weil der Wundarzt eine Zeitlang ausblieb, eine Bouteille Wein mit einander, wobey der Franzos die Gesundheit seines Königes ausbrachte, und dabey eine von seinen alten schmuzigen Manschetten abriß, und zum Fenster hinauswarf. Der Franzos fuhr fort, dem Preussen die Gesundheit seines Marschalls zuzubringen, und machte dabey der andern Manschette eben den-

denſelben Proceß. Der Preuſſe muſte Ehren halber nachfolgen. Indeſſen dauerte ihm doch ſeine Wäſche, und er ſann auf Rache. Kaum trat der Wundarzt in die Stube, ſo ſagte nunmehr der preuſſiſche Officier: Revanze, Monſieur! Er brachte hierauf die Geſundheit ſeines Königs aus, und ſagte dabey: Zahn aus! ſetzte ſich auch ſogleich hin, und lies ſich den ſchmerzhaften Zahn ausziehen. Der Franzos machte ein paar entſetzliche Augen, als er ſahe, daß es ſo hergieng. Es half aber nichts; der Preuſſe drang auf Revanze, und der Franzoſe muſte ſeinen Zahn hergeben, ob er ihm gleich nicht ſchmerzte. Gleich darauf brachte ihn der Preuſſe auch die Geſundheit des Prinzen Leopolds von Anhaltdeſſau, mit eben den erſchrecklichen Worten: Zahn aus! der ſchmerzhafte Zahn wurde herausgeriſſen, und der Franzos muſte aller Complimente ohnerachtet wieder einen geſunden dagegen hergeben. Zu ſeinem Glücke kam er diesmal mit zwey Zähnen davon, weil dem Preuſſen nicht mehr als zwey ſchmerzhaft waren.

Die franzöſiſche Armee ſahe inzwiſchen alle Wetter des Unglücks über ſich zuſammen ſchlagen. Der gröſte Theil derſelben hatte Böhmen räumen müſſen, bis auf ein Corps, mit

mit welchem ſich der Marſchall von Broglio in Prag warf, wo er eine der allerbeſchwerlichſten Belagerungen ausſtehen muſte, die wohl nur jemals eine Beſatzung ausgehalten hat. Als der König von Frankreich die Nachricht von der ungemein bedenklichen Stellung des Marſchalls erhielt, fieng er überlaut an zu lachen und ſagte: "Wir wol-" len doch ſehen, wie der Marſchall von Brog-" lio dieſen Streich aufpariren wird. "Er parir'e ihn nach Beſchaffenheit der Umſtände vortreflich aus. Der König von Preuſſen lies ſich bey dieſer Gelegenheit gegen den Herrn von Voltaire verlauten: Si le Maréchal de Broglie ſe tire de ce pas-là, il merite bien une Ode de votre Façon **Wenn ſich der Marſchall von Broglio hier herauswickelt, ſo verdienet er ſchon eine Ode von eurer Arbeit.**

König Friedrich ſahe inzwiſchen gelaſſen zu, wie die übrigen im Krieg begriffenen Mächte alle Abwechſelungen des Glücks erfuhren. Er hatte das beſte Theil erwählet. Er hatte Schleſien bekommen und Frieden gemacht. Weil indeſſen die Bedrückungen, die Kaiſer Carl 7 von ſeinen Feinden erdulden muſte, auf das höchſte ſtiegen, ſo konte der König den Unglücksfällen dieſes Monar-

chens

chens nicht länger gleichgültig zusehen. Der König gieng mit einer starcken Armee nach Böhmen, und nunmehr bekam alles eine ganz andere Gestalt. Als die Königin von Ungarn von diesem Einfall Nachricht erhielt, sagte sie: "Gott weis mein Recht, er wird mich "wohl beschützen, wie er bisher gethan hat." Ein bekanter General lies sich zu gleicher Zeit gegen die Königin verlauten: "Wir können "bey dermaligen Umständen freylich dem Kö"nige in Preussen nicht verwehren, daß er "sich des Königreichs Böhmen bemeistere. Wie "lange er es aber behalten wird, das ist eine "andere Frage." Es scheint, als wenn diese Prophezeiung damals so ziemlich eingetroffen. Die Eroberung von Prag war das erste, wodurch der König diesen Feldzug bekant machte, aber diese Stadt wurde auch so bald wieder verloren, als sie war eingenommen worden. Hierauf folgte 1745 den 4. Junii der berühmte Sieg bey Hohenfriedberg. Wenig Tage vor der Schlacht schickte der allerchristlichste König den Ritter de la Tour an den preußischen Monarchen, ihm die Nachricht von dem Siege bey Fontenoy zu überbringen. Nachdem er sich seines aufgetragenen Geschäftes entlediget hatte, bat er ihn, ihm zu erlauben, daß er noch eine Zeitlang bey seiner Armee bleiben möchte. Sie wol-

wollen alſo ſehen, antwortete der König, wer Schleſien behalten wird? Nein Sire! erwiederte der Herr de la Tour, ich will nur ein Zeuge von demjenigen ſeyn, was Ew. Majeſtät thun werden, Dero Feinde zu züchtigen und ihre Unterthanen zu vertheidigen.

Auf den Sieg bey Hohenfriedberg folgte der Sieg bey Sor den 30. September, und im November die Niederlage der Sachſen bey Groſshennersdorf. Bey dieſem letztern Vorfall muß man den Sachſen den Ruhm widerfahren laſſen, daß ſie mit vielem Muth und Entſchloſſenheit gefochten. Ein Beweis davon ſind die eignen Worte des Königs, der in einer Relation von dieſer Begebenheit ihnen das Lob gab: Die Sachſen haben mit ſo vieler Tapferkeit gefochten, daß, wenn ihre treuloſen Alliirten ihnen beygeſtanden hätten, der Sieg noch zweifelhaft geweſen ſeyn würde. Er zielte hiermit auf die Oeſterreicher, die nicht weit davon ſtanden, aber unbeweglich wie die Bildſäulen blieben, und nicht die geringſte Bewegung machten, auſſer daß ſie hernach nach Böhmen flohen, welches ſie mit einer ſolchen Geſchwindigkeit thaten, als wenn ſie Flügel hätten. Der König ſchrieb nach dieſer

ſer Begebenheit folgenden laconiſchen Brief an den Fürſten von Anhalt: J'ai frapé mon coup en Luſace. Frapez le vôtre à Leipſic, & je compte de vous revoir à Dresde. Ich habe meinen Streich in der Lauſitz ausgeführet. Volführet den eurigen in Leipzig! ſo hoffe ich euch in Dresden wieder zu ſehen. Kaum hatte der Fürſt den Brief erhalten, ſo machte er alle Anſtalten, die ſächſiſchen um Leipzig ſtehenden Truppen zu vertreiben. Er verjagte ſie von hier, und bahnete ſich den Weg zu der berümten Schlacht bey Keſſelsdorf.

Nach dieſem blutigen Treffen hielt der König als Sieger, aber als ein beſcheidener Sieger, ſeinen Einzug in Dresden. Hier bezog er den Pallaſt des Fürſten Lubomirsky, begegnete den Prinzeßinnen und Dames mit vieler Leutſeligkeit, und legte den ſächſiſchen Truppen vieles Lob bey. Er wandte ſich hierauf zu den Dames. Ich ſehe wohl ſagte er, daß, ſo ſehr ſie ſich auch ſtellen, mich gern zu ſehen, ſie mich doch noch lieber weit von hier wünſchen werden. Meine Abreiſe hänge von dem Könige in Polen ab; ich bin nach Sachſen gekommen, den Frieden zu erbitten, und man hat Krieg führen müſſen. Ich wünſche

ſche weiter nichts, als ihn zu [illegible]digen weil ich überzeugt bin, daß das Schickſal der Waffen nur die Dauer eines Tages hat, ich aber weit entfernt bin, zu glauben, daß mein Glück dauerhaft ſeyn werde. Indeſſen wird man doch den Unterſchied ſehen, der zwiſchen meinen und den feindlichen Truppen iſt; und ob ich gleich verſichert bin, daß, wenn man in meine Staaten gekommen wäre, man alles mit Feuer und Schwerd verheeret haben würde: ſo werde ich dennoch den geringſten Exceß, den meine Truppen hier begehen ſolten, auf das härteſte beſtrafen laſſen. Die Gräfin von Waßdorf wolte die Partey der ſächſiſchen Truppen nehmen. Ich glaube wohl, Madame! unterbrach ſie der König, daß an den Orten, wo ſich der Herr Graf von Rutowsky befunden haben würde, dergleichen nicht vorgefallen wäre. Die Höflichkeit und edle Denkungsart dieſes Generals iſt mir zu gut bekant, als daß ich dergleichen Argwohn auf ſeine Koſten ſchöpfen ſolte. Würde er aber wohl, Madame! Herr über die Ulanen, Bosniaken und öſterreichiſche Truppen geweſen ſeyn? Urtheilen ſie davon aus ihrer Aufführung in Baiern, Schleſien und Sachſen

ſelbſt

ſelbſt / welches ſie doch zu beſchützen gekommen waren. Die Gräfin wuſte nichts hierauf zu antworten. Die Ausſchweifungen der Armee des Generals Grüne und des Prinzen Carls waren noch zu friſchem Andenken, als daß man ſie ſo bald hatte vergeſſen können. Der hierauf erfolgte Friede machte allen dieſen Bedrückungen ein Ende.

Schon vorher hatte das bisherige Misverſtändniß, welches zwiſchen den Höfen zu London und Berlin geherrſchet hatte, angefangen, ſich in eine glückliche Harmonie zu verwandeln. Da inzwiſchen die Regierungsart beyder Völker himmelweit unterſchieden iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß auch ihre Denkungsart voneinander in vielen Stücken abweicht. Wenig Jahre vor dem Ausbruch des gegenwärtigen Kriegs kam einer von denjenigen ſtolzen Engländern, die man **Olde Britons** nennet, auf ſeinen Reiſen nach Berlin, und machte dem Könige ſeine Aufwartung, der ſich ein paar Minuten mit ihm unterredete. Der Monarch tadelte in dieſer Unterredung die britanniſchen Geſetze, die die Unterthanen berechtigen, die Waffen wider ihren Oberherrn zu ergreifen. Der Britte ſuchte die Verfaſſung ſeines Vaterlandes zu rechtfertigen. O, verſetzte der König, wenn

ich König von England wäre, so wolte ich nur in einem Jahre = = Aber Sire, unterbrach ihn der Engländer mit vieler Freymüthigkeit, **bey ihrer Denkungsart würden Sie nicht einen Tag König von England bleiben.**

Ich übergehe die Zeit, da König Friedrich von 1746. bis 1756. seine Unterthanen als ein Vater und Weltweiser in Frieden regierete, und zu Sans-Souci, diesem wirklich königlichen Lustschlosse, welches er sich nach seiner eigenen Erfindung bauen lassen, und es 1748. bezog, in den Armen der Ruhe sich mit den Wissenschaften vergnügte, die von den Königen nur zu oft verachtet werden. Die zehen Jahre des Friedens und der Glückseligkeit sind für eine vollständigere Sammlung von Tischreden aufbehalten. Ich will mich nur zu demjenigen Krieg verfügen, der die Völcker Europens noch jetzt drücket, und worin König Friedrich die ihm eigenthümliche Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit seiner Seele bey mehr als einer Gelegenheit blicken lassen.

Das erste, was in diesem Kriege vorgieng war der Einfall der preußischen Trouppen in Sachsen und die Uebernehmung der ganzen sächsischen Armee. Die ganze Welt weis, unter was für Umständen solches geschahe. Als die

die eingeschlossenen Sachsen in ihrem Lager auf das äusserste gebracht waren, hielten die Generals in demselben einen Kriegsrath über den andern; aber es kam immer nichts anders heraus, als man müsse sich ergeben. Das Resultat des zweyten Kriegsraths überbrachte der Generalmajor von Herdorf in Gegenwart des Königs von Polen dem Premierminister von Brühl, von welchem es hierauf verlesen wurde. Der König brach im währenden Lesen zu verschiedenen mahlen in die Worte aus: „Mein Gott, woran denken sie? Wol„len sie denn meine Armee aufopfern, ohne „einen einzigen Schuß zu wagen? Die Ge„nerals werden grosse Ehre davon haben. „Sollten sie nicht dencken, daß sie ihren guten „Namen dadurch verlieren? Ist es wohl „erlaubt, sich also aufzuführen? Und warum „wollen sie nicht meinen Befehlen gehorsa„men? Fehlt es ihnen vielleicht an Muth zu „fechten? Der General antwortete darauf: „Keinesweges, allergnädigster Herr, allein „die Folgen davon wären gewesen, daß sovie„le brave Leute ihr Leben eingebüsset hätten, „ohne Ew. Majestät den geringsten Vortheil „dadurch zu verschaffen. Was habe ich da„von, versetzte der König, wenn sie sich „samt der ganzen Armee zu Kriegsgefangenen „ergeben? Es hätte uns mehr Ehre gebracht,

„wenn zwey Drittheile auf dem Platze geblie„ben wären.„ Der General Gersdorf fuhr fort dieſelben Entſchuldigungen zu machen, und wendete unter andern den Mangel an Kriegsmunition vor, wodurch Se. Majeſtät um ſo viel mehr aufgebracht wurden, weil man ſie immer verſichert hatte, daß noch ſo viel Pulver da wäre, daß jeder Soldat 120. Schüſſe thun könnte. Allein der General verſicherte, daß nicht mehr als 60. Ladungen auf jeden Mann vorhanden wären. Der König antwortete hierauf, daß man ſeinem Befehl auf ſolche Art ſchlecht nachgelebt hätte, und daß bey dem allen 60. Patronen auf jeden Soldaten ſchon genug wären. Nach geendigter Verleſung erzählte der Generalmajor, daß gleich bey ſeiner Abreiſe der General Winterfeld angelanget ſey, um mit dem Feldmarſchall Rutowsky die Bedingungen zu verabreden. Mit der äuſſerſten Verwunderung hörte der König dieſe Nachricht an, und gab endlich dem General Gersdorf den Befehl, daß er den übrigen Generals ſagen ſollte, wie Se. Majeſtät keinesweges entſchloſſen wäre, die geringſte nachtheilige Bedingung einzugehen, und ſie ſollten auch keine von ihm erwarten. Er ſollte ihnen alſo nur ſagen, daß der König feſt darauf beſtünde, den Feind anzugreifen; daß er lieber ſterben und zugleich mit

ihnen

ihnen ſein Leben einbüſſen, als eine ſolche Schande überleben wolte. Es ſey ganz unerhört, daß eine Armee, ohne einen Schuß zu thun, das Gewehr ſtrecken ſolte. Das nachfolgende Schickſal dieſer Armee hat endlich gewieſen, ob dieſer Plan thunlich geweſen wäre oder nicht.

König Friedrich durchwandelte inzwiſchen die dornigte Laufbahn mit aller ihm eignen Gröſſe der Seele. Zu **Lobolchitz** und **Prag** erndeten ſeine Helden ganze Wälder von Lorbern ein. Aber der letzte Ort war es auch, wo ſie einen ihrer würdigſten Helden verloren. **Schwerin** riß in dieſer blutigen Schlacht einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und gieng mit ſolcher vor ſeinem Regiment her und munterte ſie auf, die Ehre ihres Königs zu rächen. Kaum war er auf dieſe Art zwölf Schritte gegangen, als ihn ein Cartätſchenſchus zu Boden ſtürzte. Der General **Manteufel** nahm die Fahne und gab ſie dem Fähndrich wieder, der aber auch den Augenblick getödtet wurde. Inzwiſchen folgte auf **Schwerins** Tod der Sieg. Der König gieng nach der Schlacht ſelbſt auf den Platz, wo dieſer würdige Greis noch in ſeinem Blute auf dem Bette der Ehren lag. Er betrachtete ihn ſchweigend, die Thränen flie-

gen ihm in die Augen, und er brach endlich in die Worte aus: In dir habe ich meinen Vater verlohren!

Nach der unglücklichen Schlacht bey Collin schrieb der königliche Philosoph an den Milord Marschall, Gouverneur von Neufchatel: Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehret. Ich hätte mir dies vermuthen sollen. Es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erkläret sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. In Wahrheit, ich muste mehr Infanterie haben. Das Glück, mein lieber Lord, flösset oft ein schädliches Zutrauen ein. Drey und zwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60000. Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein ander Mahl wollen wir unsere Sachen besser machen. Was sagen sie von diesem Bündniß, welches blos auf den Marggrafen von Brandenburg sein Absehen hat. Wie sehr würde der grosse Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Teutschland und hunderttausend Mann französischer Hülfstrouppen im Handgemenge sehen solte. Ich weis nicht, ob es nur ei-

eine Schande seyn wird unterzuliegen: aber das weis ich gewis, daß es keine grosse Ehre seyn wird, mich zu überwinden. In einem andern Schreiben, so dieser Monarch nach der Schlacht bey Lissa an die Kayserin Königin eigenhändig ablies, druckt er sich von diesem ihm unglücklichen Tage folgender Gestalt aus: ** und ohne der Schlacht vom 18. Junius, wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kan seyn, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Grosmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Das heißt die Schicksale seinem Witze zinsbar machen.

Sich für die bey Collin empfundene Tücke des Glücks wenigstens einigermassen schadlos zu halten, gieng König Friedrich der vereinigten Reichs- und französischen Armee entgegen, die ihm zu keiner unglücklichern Zeit in den Wurf kommen konte. Sie empfand bey Rosbach seinen Stab W.he, und ohnerachtet dieser Sieg der Preussen für jene von ungemein nachtheiligen Folgen war, so war er doch mit zu vielen theils lustigen theils

ernſthaften Auftritten verknüpft, als daß ich mich bey ſolchem nicht ein wenig aufhalten ſolte. Als der König bald nach dem Uebergang über die Saale den Tod des tapfern Generals von **Winterfeld**, und zugleich den ſchwediſchen Einfall in Pommern erfuhr, konte er nicht umhin, in die Worte auszubrechen: **Wider die Menge meiner Feinde werde ich ſchon noch Mittel finden können; aber ich werde wenige Winterfelds wieder antreffen.** Der König gieng darauf in Perſon nach Erfurt, und den 15. Sept. mit dem Prinzen Heinrich nach Gotha. Er fertigte ſofort einen von ſeinen Officiers mit einem Compliment an den Herzog ab, und ließ Sr. Durchlaucht melden, daß er gern das Vergnügen genieſſen wolte, mit ihm zu Mittage zu ſpeiſen. Dieſer Officier traf eben zu der Zeit auf dem Friedenſtein ein, als ſich der Herzog zur Tafel ſetzen wolte. Einen Augenblick darauf erſchien der König ſelbſt, und ſagte, indem er den Herzog umarmte: **Ich habe mit Fleiß den Augenblick erwählet, da ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht an der Tafel ſeyn würden, um ohne Umſtände empfangen zu werden, und die Mittagsmahlzeit freundſchaftlich mit ihnen einzunehmen.** So unvermuthet dieſer Beſuch kam, ſo groß war die Freude, die er erregte.

regte. König Friedrich bezeigte ſich die Mahlzeit über ungemein aufgeräumt, und ſeine lebhaften und geiſtreichen Geſpräche lieſſen nichts von den groſſen ſchweren Thaten ſpüren, die ſeine Seele nächſtens zu verrichten willens war. Nachdem er ſich von dem ganzen gothaiſchen Hofe beurlaubet hatte, gieng er wieder zu ſeiner Armee zurück. Hierauf erfolgte den 19ten das merkwürdige Scharmützel bey Gotha. Der König muſte hierauf verſchiedener Umſtände willen wieder bis Torgau zurückgehen, um die Mark zu unterſtützen, in welche inzwiſchen der General Haddick eingedrungen war.

Auf der Durchreiſe durch Leipzig, welche den 15ten October geſchahe, gönnete der König den Muſen einen ſehr günſtigen Blick; wovon deſſen Unterhaltung mit dem Prof. Gottſchedt ein thätiger Beweiß iſt. Der König ließ den deutſchen Dichter an dem jetztgedachten Tage, Nachmittags um 3. Uhr, zu ſich kommen, und unterredete ſich mit ihm von vielerley Materien aus den ſchönen Wiſſenſchaften, der Hiſtorie, den Sprachen und Ueberſetzungen, und dis dauerte bis um halb 7. Uhr. Als unter andern auch von der Fähigkeit der deutſchen Sprache im Ausdrucke ſanfter Leidenſchaften und zärtlicher Empfin-

dungen die Rede war, und der Prof. Gottſchedt die Parthey der Deutſchen nahm, ſo ſchlug der König im Rouſſeau eine Ode auf, und verſicherte dabey, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, dieſe Ode mit gleicher Schönheit und Kürze deutſch zu geben. Der leipziaſche Profeſſor erbot ſich einen Verſuch mit einer Strophe zu machen, und der König ſchlug ihm dazu folgende vor:

Sous un plus heureux auſpice
La Déeſſe des amours
Veut, qu'un nouveau ſacrifice
Lui conſacre vos beaux jours.
Déjà le buche s'allume,
L'autel brille, l'encens fume,
La victime s'embellit,
L'amour même la conſume,
Le Myſtere s'accomplit.

Dem Monarchen das Vorurtheil von der Rauhigkeit unſeret Mutterſprache zu benehmen, und ihn von ihrer edlen Einfalt und Stärcke in dem Ausdruck der ſchönen Leidenſchaften zu überführen, überſetzte der Prof. Gottſchedt dieſe Ode folgendergeſtalt:

Mit ungleich glücklicherm Geſchicke
Gebeut die Göttin zarter Pein
Ihr deine ſchönen Augenblicke

Zum

Zum Opfer noch einmal zu weyhn,
Der Holzſtos hebt an aufzugehn.
Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen ſchon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird erdoppelt ſchön.
Durch Amors Gluth iſt es verflogen,
Und das Geheimnis wird vollzogen.

Ich zweifle ſehr, daß der deutſche Apoll ſeinen Endzweck durch dieſe Ueberſetzung bey dem Monarchen werde erreicht haben. Inzwiſchen ſchrieb er ihm doch mit der ihm eigenen Leutſeligkeit folgende Antwort zurück: Je vous remercie de la Strophe de Rouſſeau. Je m'étonne, que vous l'aïez pu rendre en Allemand. **Ich danke ihnen für die Strophe aus dem Rouſſeau. Ich erſtaune, daß ſie ſolche in das Deutſche überſetzen können.** Herr **Gottſchedt** nahm dieſe Schmeicheley für Ernſt auf, und that ſich in den öffentlichen Blättern was rechts darauf zu gute. Ja er vergaß in einem Schreiben an den Herrn Regierungsrath **Lichtwehr** nicht, ſorgfältig anzumerken, daß ſich der König bey ihm auch nach ſeiner Freundin erkundiget habe.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo verfertigte der König bey dieſer Gelegenheit das bekante Gedicht: Le Ciel en diſpenſant ſes dons

u. ſ. f.

u. ſ. f. und überſchickte es dem Prof. Gottſchedt Abends um 9. Uhr mit dem Vermelden, daß Se. Majeſtät des andern Morgens früh um 7. Uhr von Leipzig abgehen würden. Um ſich alſo für die bisher genoßene Ehre zu bedancken, ſetzte ſelbiger folgende Zeilen auf, die er auch noch um halb zehen Uhr Abends uberſchickte:

Den Cäſar dieſer Zeit, im Siegen wie im Schreiben,
Ehrt längſt das teutſche Muſenchor;
Sein eigner Wehrt hebt ihn empor,
Wie könt ihr Pindus Ihm die Lorbern ſchuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht
Auch ungenant durch manches Lied erhoben,
Iſt Dir kein teutſcher Reim zu ſchlecht,
So wird er Dich gewiß bey ſpäter Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorberhaine:
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
Dein ſiegreich Schwerdt iſt längſt umlaubt,
Und Dein Bewundrer bleibt
der Deine.

Gottſchedt.

Man könte den Namen weglaſſen, und ich wolte wetten, es würde kein Kenner der Dichtkunſt die handfeſte Muſe des Herrn Profeſſors in dieſen Zeilen verkennen. Der König verließ hierauf Leipzig und deſſen Afterapol, und

und gieng nach Torgau; kam aber Mittwochs den 26ten October bereits wieder zurück. Noch denselben Tag erhielt der Professor **Gottschedt** Nachmittags um 2. Uhr abermal Befehl, Sr. Majestät aufzuwarten. Er gehorsamte, und der königliche Weltweise unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm von den freyen Künsten und schönen Wissenschaften; befahl ihm zugleich an, den folgenden Tag um eben diese Zeit wieder zu kommen, und etwas von der Arbeit seiner Frau mitzubringen. Herr **Gottschedt** erschien, und brachte eine Antwort auf das obengedachte Sinngedichte des Königs mit, die der Monarch vom Anfang bis zu Ende laut herlas; ob sie gleich einen ganzen Bogen, compres gedruckt, stark ist. Schwerlich würde ein österreichischer Wachtmeisterlieutenant diese Gedult gehabt haben. Das Gespräch fiel diesmal vornehmlich auf die berühmtesten französischen Tragödienschreiber, und dauerte bis 2. Uhr, ohnerachtet die Armee denselben Tag bey Leipzig angekommen war, und der König während der Unterredung mehr als einmal hinausgieng, die nöthigen Ordres zu ertheilen. Die Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes war bey diesem Monarchen ausserordentlich, der bedenklichen Umstände ohnerachtet, worin er sich damals befande.

Er

Er wuſte die Verdienſte der vornehmſten Schriftſteller faſt aller Nationen auf das genaueſte zu beſtimmen: er kante den Werth eines **Ariſtoteles**, **Descartes**, **Malebranche**, **Locke**, **Leibnitz** und **Wolf**, eines **Bünau**, **Bar** und **Maſcow**, eines **Cicero**, **Mosheim**, **Reinbeck** und **Quandt**, eines **Virgil**, **Horaz**, **Corneille**, **Racine**, **Crebillon**, **Rouſſeau**, **Voltaire**, **Canitz** und **Pietſch**. Kurz, er ſprach von den Wiſſenſchaften als ein Meiſter. Zum Beſchluß laß er dem leipzigſchen Gelehrten noch eine franzöſiſche Ueberſetzung der 29ſten Ode des **Horaz** im 3ten Buche vor; worin ſonderlich die vier letzten Strophen merkwürdig ſind: Fortuna ſaeuo laeta negotio Ludum inſolentem ludere pertinax u. ſ. f. Vielleicht iſt dies eben dieſelbe Ode, die in dem erſten Theil der **poetiſchen Werke** dieſes Monarchen unter der Aufſchrift **an den Graf von Brühl** bekannt iſt. Die vier letzten Strophen des **Horaz** lauten daſelbſt ſo:

„Lerne das unbeſtändige und flatterhafte
„Glück kennen. Die treuloſe beluſtiget ſich
„an den grauſamſten Unglücksfällen; ſie hin-
„tergehet den Weiſen wie den Pöbel, und
„ſpielet trotzig mit der ganzen ſchwachen
„Welt. Heute verbreitet ſie über mein
„Haupt alle ihre Gunſtbezeugungen, und

„mor-

„ morgen bereitet sie sich schon, sie einem an-
„ dern zu ertheilen.

„ Wird sie ihren seltsamen Unbestand bey
„ mir aufhören lassen, so soll ihr mein Herz
„ für das Gute danken, das sie mir erweisen
„ wird. Will sie aber ihre Gunstbezeugun-
„ gen an einem andern Ort austheilen; so
„ gebe ich ihr ihre Geschencke ohne Verdruß,
„ ohne Reue zurück. Voll von einer stärkern
„ Tugend umarme ich die Armuth, wenn sie
„ mir zum Heirathsgut nur Ehre und Tugend
„ mitbringt. „

Bisher hatten die Musen einige gnädige Blicke von dem königlichen Weltweisen erhalten; nunmehr verlangte auch Mars sein Opfer. Wem ist wohl die Schlacht bey **Rosbach** unbekant? Und die erfolgte 8. Tage hernach, den 5. November. Das überlegene Genie des Königs schlug hier 70000. Franzosen und Reichstruppen mit ohngefehr 20000. Mann, mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wenig Tage zuvor von denen Wissenschaften gesprochen und ein Singedichte verfertiget hatte. Die vereinigte Armee der Feinde war ihres Sieges so gewiß und auf ihre Menge so stolz, daß ihre Feldherren auch höhnisch fragten: „ ob man auch Ehre davon

„ hät-

"hätte, mit einem so kleinen Haufen zu schla-
"gen?" Ihr Plan war: die kleine preußische Armee in einem Triangel einzuschliessen, ihr in die Flanque zu fallen, und mit gänzlicher Verhinderung der Retirade es dahin zu bringen, daß die preußische Armee niedergeschossen, oder der König in dieser Verlegenheit zu allem, was man ihm vorschreiben würde, gezwungen werde. Der Prinz von Soubise hatte so viel Vertrauen auf seine gerechte Sache, daß er auch wenige Stunden vor der Schlacht einen Courier nach Versailles schickte, und Sr. allerchristlichsten Majestät versichern lies, daß er bald die Ehre haben würde, den König von Preussen gefangen nach Paris zu liefern. Der Courier überbrachte diese Hofnung eben, da der Hof bey Tafel saß, und die Herzogin von Orleans konte nicht umhin, hierauf zur Antwort zu geben: **Das wäre mir lieb; so wüste ich doch, daß ich in meinem Leben einmal einen König zu sehen bekäme.** Man kan sich leicht einbilden, was nach diesem schönen Versprechen es für einen Eindruck an dem Hofe des allerchristlichsten Königs gemacht haben müsse, als wenig Tage darauf ein anderer Courier eintraf, und die Nachricht von der Niederlage der Franzosen überbrachte. Der

Prinz

Prinz von Soubiſe meldete ſolche ſelbſt in folgendem Briefe an den König:

Sire!

»Ich ſchreibe Ew. Majeſtät in der gröſten »Verzweifelung. Dero Armee iſt völlig »geſchlagen.«

Der König begegnete inzwiſchen nach ſeinem erfochtenen Siege den gefangenen Officiers auf das leutſeligſte, und ſuchte ihnen ihr Schickſal zu erleichtern. Er ſagte zu dem Marquis de Cuſtine, indem er ihm ſeinen Degen wiedergab: Je ne puis pas m' accoutumer à regarder les François comme ennemis. Ich kan mich noch immer nicht gewöhnen, die Franzoſen für Feinde zu halten. In einem Dorfe fand der König nach der Schlacht einen franzöſiſchen Officier, der an den Kinderblattern krank lag, und ſich ſogleich zum Kriegsgefangenen unterwarf. Allein der König beſaß zu viel Mitleiden und Grosmuth, als daß er ihn in dieſen Umſtänden dafür erkennen ſolte. Er gab zur Antwort: Ich mache keine Gefangene, als vor der Spitze des Degens. In Merſeburg beſuchte der Monarch den 9ten November die verwundeten Generals und Officiers, ſo auf dem dortigen Schloſſe verpflegt

wurden. Unter andern widerfuhr dieſe Ehre auch einem ſchwer verwundeten Marquis, der auch hernach an ſeinen Wunden ſtarb. Getroſt, Herr Marquis! redete ihn der Monarch an, die heftigſten Schmerzen währen am kürzeſten. »O, Sire! ruſte hierauf der Marquis aus, »wie weit über»treffen ſie den Alexander! Jener marterte »ſeine Gefangene zu Tode, aber Sie gieſſen »Oel in ihre Wunden.«

Weil ich mich hier in keine weitläuftige Beſchreibung dieſer Schlacht einlaſſen kan, ſo will ich ſtatt deren die Nachricht mittheilen, die der wieneriſche Hof von dieſer Begebenheit bekant machen lies, und in einer Samlung von Tiſchreden eine vorzügliche Stelle verdienet. »Der Prinz von »Soubiſe, heiſt es daſelbſt, und der Prinz »von Hildburghauſen, griffen den König von »Preuſſen den 5ten November tapfer an; »aber die Nacht übereilte ſie, ehe ſie mit ihm »fertig werden konten. Sie hielten alſo für »gut, zurücke zu gehen, und thaten es auch »ohne erheblichen Verluſt und ohne verfolgt »zu werden. Sie paßirten die Unſtrut, und »zogen ſich durch Thüringen zurück, um die »hinter ihnen liegenden Reichslande wider »die gewaltſame Einfälle dieſes Königs zu

»De-

»decken.» Die Berichte und Schreiben einzeler Perſonen, die bey dieſem Vorfall gegenwärtig geweſen waren, lauteten etwas weniger nachläßig. Ich kan nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit einer Prophezeiung zu gedenken, die nur alzuſehr eingetroffen iſt. Als die franzöſiſche Armee unter Anführung des Prinzen Soubiſe über den Rhein gieng, nahm ſie verſchiedene Schweitzerregimenter mit, die aber ſehr ungerne wider die Deutſchen fechten wolten. Unter andern widerſetzte ſich der Oberſte Lochmann mit vieler Freimüthigkeit. Der Prinz von Soubiſe wurde ungehalten über den Oberſten und fragte ihn: »Wozu ſind denn die Schweitzer nütze?» Der Oberſte verſetzte geſchwind: »Ihren Abzug »zu bedecken, gnädiger Herr! wenn ſie ſich »etwa zurückziehen ſolten.» Dieſe Weiſſagung ſtund dem Prinzen nicht an, und der Oberſte ward in Verhaft genommen.

Unter andern waren nach dieſer Schlacht auch zwey franzöſiſche Proviantofficiers von den preußiſchen Huſaren gefangen worden. Ihre Befreyung zu erhalten, überreichten ſie dem Könige folgendes Gedicht:

Deux François, Commis au Fourage,
Vous le ſavez, ſont Vos captifs,

Et de Vos Houſards trop actifs,
Ont eſſuyé l' affreux pillage.
Ah! plaiſe à Votre Majeſté
De nous rendre la liberté,
Certes, Grand Roi, pour Votre Gloire
De tels captifs ſont des Zeros;
Mais en ſignant leur Demiſſoire,
Vous graverez dans leur Mémoire,
Qu' en tout *Frederic* eſt un Heros.

»Zween franzöſiſche Fourageſchreiber ſind, »wie Ew. Majeſtät wiſſen, Dero Gefangene »und haben von ihren allzugeſchäftigen Hu»ſaren eine erſchreckliche Plünderung erlitten. »Ach, möchte es Ew. Majeſtät gefallen, uns »die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, groſ»ſer König! für Dero Ruhm ſind ſolche Ge»fangene nur Nullen; wenn ſie aber ihre Er»laſſung unterzeichnen, ſo werden ſie deren »Andencken einprägen, daß Friedrich in al»lem ein Held iſt.

Der König gieng nach dieſem Siege dem bedrängten Schleſien zu Hülfe. Unterweges kam eine Hiobspoſt nach der andern an. Zu Groſſenhain vernahm er die Uebergabe der Feſtung Schweidnitz, zu Naumburg an der Queiß die verlohrne Schlacht bey Breslau, bald hernach den Rückzug der beyerſchen Armee

mee über die Oder, die Gefangenſchaft des Hertzogs, und die Uebergabe der Stadt Breslau.

Eine dieſer traurigen Nachrichten wäre ſchon allein im Stande geweſen, die gröſte Standhaftigkeit zu ermüden. Nur König Friederichs Seele ward dadurch nicht erſchüttert. Sie ſtrahlte wie eine helle Sonne durch alle trübe Wolken hindurch, machte Plane, und führte ſie mit der gröſten Gegenwart des Geiſtes aus. Er zog die wenigen Trümmern der beverſchen Armee an ſich, die von 20000 auf 6000 Mann geſchmolzen war. Er führete ſeine Truppen wider die Feinde, und redete ſeine Generalen zu, » jetzt ihren » Muth und Eifer zu zeigen. Jetzt ſey es » Zeit, jetzt erfordere es die Noth, unerſchrocken für das Vaterland zu fechten. » Es war keiner, der nicht verlangte, wider ſeinen Feind angeführet zu werden. Sie zeigten ihre Tapferkeit in der Schlacht bey Liſſa den 5ten Decembr. wirklich, und eine Nachtparade von 36000 Mann ſchlug ein Heer von 80000, und nahm an die 40000 Mann nach und nach gefangen. Der König druckt ſich von dieſer Schlacht und ihren Folgen in einem Schreiben an die Kaiſerin Königin ſo aus: Sie hatten zwar einige Vortheile in

Schleſien, aber dieſe Ehre war nicht von langer Dauer, und die lezte Schlacht iſt mir des vielen dabey vergoßnen Bluts wegen noch erſchrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu Nutz gemacht, und Breslau wieder eingenommen, wobey ich eine Menge von Gefangenen, und noch dazu von einem ſehr hohen Range, gemacht habe. Bey Liegnitz habe ich gezeiget, daß ich kein ſolcher Tirann bin, für den man mich ausgiebt, und ich hoffe, Schweidnitz auch wieder in meine Gewalt zu bekommen, ſo daß ich im Stande ſeyn werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken.

Der König hielt ſein Wort richtig: er eroberte Schweidnitz mit geringem Verluſt, fiel in Mahren ein, und belagerte Olmütz. Dieſe Unternehmung ward auf das geheimeſte geführet. Der König verbot gleich nach der Einrückung in Mähren allen Briefwechſel von Neuigkeiten auf ſechs Wochen. Er ſelbſt gab in ſeinen Briefen ſeinen Soldaten ein Beyſpiel von der ihnen befohlnen Verſchwiegenheit. Er ſchloß unter andern einen Brief an den Marquis d' Argens ſo: Ich wolte euch gern etwas neues ſchreiben, mein lieber Marquis; es iſt aber auf das

ſchärf-

schärfste verboten, in sechs Wochen nicht das geringste von der Armee zu schreiben. Ein anderer seiner Favoriten bekam auf die Zumuthung, ihm doch etwas neues zu melden, zur Antwort: Christum lieb haben ist besser denn alles wissen.

Jederman weiß was den König zur Aufhebung dieser Belagerung gezwungen. Seine Erblande erforderten seinen Beistand wider die Russen, die allenthalben traurige Fusstapfen ihrer Gegenwart zurück liessen. Der König schlug sie bey Zorndorf, und rächete durch die Niederlage, die sie an diesem Tage erlitten, die Grausamkeit, die sie an der Stadt Küstrin ausgeübet hatten.

Von dieser Zeit an war das Kriegsglück abwechselnd, und die Göttin des Siegs schmeichelte bald unsren, bald unsrer Feinde Fahnen, bis um die Mitte des 1760ten Jahres, da sie uns gänzlich treulos zu werden schien. Gewiß vor der Schlacht bey Liegnitz sahe es mit uns und unsrer gerechten Sache ziemlich bedenklich aus. Aber unsre Feinde hatten vergessen, daß wir in dergleichen Umständen gerade am unüberwindlichsten sind; Rosbach und Lissa hätten sie indeß daran erinnern sollen. In der Schlacht bey Liegnitz

wo Se. Excellenz, der Herr General von Laudohn die Ehre hatte, von uns geſchlagen zu werden, fochten unſre Soldaten mit ſolchem Muth und mit ſolcher Gegenwart des Geiſtes, daß auch der König nicht umhin konte, ſeinen Gefallen darüber mit den Worten an den Tag zu legen: Nun ſehe ich einmahl wieder die alten Preuſſen fechten.

Damit indeſſen der Herr General Daun über die, ſeinem Herrn Collegen, dem Herrn General Laudohn erwieſene Gefälligkeit nicht eiferſüchtig werden möchte, ſo befand es der König für gut, nicht lange hernach, bey Torgau auch ihn zu ſchlagen. Ein berühmter Dichter hat dieſen Sieg durch eine Ode an den Fabius verewiget, die zu ſchön iſt, als daß ich ſie hier nicht einrücken ſolte.

Ode
an den Fabius,

Horat.

. . . Quae juga Dauniae
Non decolorauere caedes?

O Fabius, gereut dich nach drey Jahren
Dein glückliches Verziehn?
Wo waren deine Felſen? waren
Die Felſen nicht mehr ſteil für ihn?

Der

Vergiſſeſt du, wie man bey Nacht dem Sieger
Ins müde Lager ſtreift?
Und wie man eine Hand voll Krieger
Mit einem Ocean erſäuft?

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank ſchickt,
Indeſſen man, ſein Heer zu ſchonen,
Von ſichrer Höh weit um ſich blickt?

Wer nimmt ſich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Baſſen an,
Und ſtraft den ſtolzen Potentaten,
Der ſelbſt regieren will und kan?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürſten,
Nach Beute lüſtern ſind,
An dieſem wunderbaren Fürſten,
Der ſeine Schlachten ſelbſt gewinnt?

Und, ach! wer rächt die Zunft der ſchönen Geiſter,
Nun du geſchlagen biſt,
An einem Könige, der Meiſter,
In allen ihren Künſten iſt?

Weh deinem Pontifex, der ſtets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kan ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm beſteht.

Ich erinnere mich bey Gelegenheit dieſer Ode an ein anderes vortrefliches Gedicht, welches bey Gelegenheit der Befreyung der Stadt Colberg zum Vorſchein kam. Der Verfaſſer deſſelben hat eine Ewigkeit verdient, wenn er gleich nichts als dieſe Ode gemacht hätte. Warum haben die Oeſterreicher nicht ſolche vortrefliche Helden, als die Preuſſen? = = Weil ſie keine ſo ſchönen Dichter haben, deren unſterblichen Geſänge ſie nach groſſen Thaten lüſtern machen. = = Oder warum haben die Oeſterreicher keine ſo ſchönen Dichter als die Preuſſen? = = Weil ſie keine ſo vortrefliche Helden zeugen, derer groſſe Thaten ſie begeiſtern und ihre Saiten ſtimmen. Hier iſt das Gedicht.

Lied
Der Nymphe Perſanteis *)

Colberg den 24. September 1760.

Er ſiegt, mein Perſeus ſiegt! = = Ihr Freudenzähren
Erſtickt nicht meinen Lobgeſang! = =
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang.

Hier, wo der Belt mein Colberg zu verſchonen,
Mit Dünen ſein Geſtad umzieht,

Eaſt

*) Der Fluß, woran Colberg liegt heiſt die Perſante.

Saß ich und ſang entzückt der horchenden Trionen
Von meinem Freund ein Lied.

„Er ſchlug das Raubthier jüngſt, das der beſchnekte
„Riphäus auf mich ausgeſpien,
„Als ich verlaſſen von den Göttern, ſeine Beute
„Unwiederbringlich ſchien.„

Ich ſangs; als ich urplözlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe ſteigen ſah
Mit funfzig aufgerisnen, feuerſpeinden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perſeus flog in dieſem Augenblicke
Herab von ſeiner Warte, ſchwang
Sein glorreich Eiſen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreymahl neun Tage lang.

Ha, welche Flammenſtröme ſchos die Hyder
Nach ſeinem Leben? . . Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder.
Da wo mein Gaſtfreund ſtand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der ſchrecklichen Minerva ſeine Rechte füllte,
Stürzt er die Peſt ins Meer.

Von meinen Lippen ſoll ſein Lob erſchallen;
Ich feyre dankbar meinen Held,
So lang in dieſes Hafens Arme Segel wallen
Vom Oſtwind aufgeſchwellt.

Ihm ſelbſt will ich, wenn er den Strand begrüſſet,
Auf ſeine Wege Kalmus ſtreun
Und Muſcheln; denn mein Fluß iſt arm, ein Ambra fliesſet,
Kein Goldſand rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren,
Von deiner mütterlichen Stadt
Einſt Lieder lalleteſt, wenn ſie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So ſinge meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die du jüngſt
Beſaitet haſt, in welche du den Kampf der Götter,
Mit den Titanen ſingſt.

Der Sieg bey Torgau machte uns ruhige Quartiere und erhielt uns in dem Beſitz von Sachſen. Beydes würden wir ſonſt wohl ſchwerlich gehabt haben. Der König hielt ſich die gröſte Zeit des Winters über in Leipzig auf und beſchäftigte ſich wiederum zuweilen mit den Muſen. Nur war er in der Wahl ihrer Lieblinge diesmahl glücklicher, als vor der Schlacht bey Rosbach. Der Herr Profeſſor Gellert hatte diesmahl die Ehre, ſich mit ihm zu unterhalten. In der Mitte des Decembers lies ihn der König zu ſich rufen und unterredete ſich einmahl von 4 Uhr bis gegen 6 mit ihm von den ſchönen Wiſ-

Wiſſenſchaften, der Litteratur und der Methode, womit er ſeine Hypochondrie curiret hatte und mit der Herr Prof. Gellert die ſeinige auch curiren ſolte.

Das Geſpräch war ohngefähr ſo:

Der König. Iſt er der Profeſſor Gellert.

Gellert. Ja, Ihro Majeſtät.

Der König. Der Engliſche Geſandte hat mir viel guts von ihm geſagt. Wo iſt er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majeſtät.

Der König Sage er mir doch, warum wir keine gute teutſchen Schriftſteller haben?

Der Major Quintus Icilius. Ihro Majeſtät ſehen hier einen vor ſich, den die Franzoſen ſelbſt überſetzt haben, und den teutſchen La Fontaine nennen.

Der König. Das iſt viel. Hat er den La Fontaine geleſen.

Gellert. Ja Ihro Majeſtät, aber nicht nachgeahmet. Ich bin ein Original.

Der König. Gut, das iſt einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majeſtät ſind einmal gegen die Teutſchen eingenommen, —

Der

Der König. Nein, das kan ich nicht ſagen, --

Gellert. Wenigſtens gegen die teutſchen Schriftſteller.

Der König. Das iſt wahr. Warum haben wir keine guten Geſchichtſchreiber?

Gellert. Es fehlet uns auch daran nicht. Wir haben einen Muſcov, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzet hat.

Der König. Wie iſt das möglich, daß ein Teutſcher den Boſſuet fortgeſetzet hat?

Gellert. Ja, und glücklich; einer von Ihro Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und mit mehrerer hiſtoriſchen Richtigkeit fortgeſetzt hat.

Der König. Hat es der Mann auch verſtanden?

Gellert. Die Welt glaubts.

Der König. Aber warum macht ſich keiner an den Tacitum, den ſolte man gut überſetzen?

Gellert. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm.

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die teutſchen noch nicht in allen Arten guter Schrif-

ten ſich hervor gethan haben; da die Künſte und Wiſſenſchaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Seculum der Teutſchen. Vielleicht hat es ihnen auch an Auguſten und Louis XIV gefehlet.

Der König. Er hat ja zwey Auguſte in Sachſen gehabt.

Gellert. Wir haben auch in Sachſen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie, will er denn einen Auguſt in ganz Teutſchland haben?

Gellert. Das eben nicht; ich wünſche nur daß ein jeder Herr in ſeinen Landen die guten Genies aufmunterte.

Der König. Iſt er gar nicht aus Sachſen wegkommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

Der König. Er ſolte reiſen.

Gellert. Ihro Majeſtät, dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Kranckheit? etwa die gelehrte?

Gellert. Weil ſie Ihro Majeſtät ſelbſt ſo nennen, ſo mag ſie ſo heiſſen, in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben.

Der König. Ich habe ſie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er muß ſich Bewegung ma

machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarbar nehmen.

Gellert. Dieſe Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſeyn. Wenn das Pferd geſunder wäre, als ich, ſo würde ich ſolches nicht reiten können, nnd wäre es eben ſo krank, ſo würde ich auch nicht fort kommen.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das iſt wohl wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutſchland. Es ſind wohl jetzo böſe Zeiten.

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wolten.

Der König. Wie kan ich denn? hat er es denn nicht gehöret, es ſind ja dreye wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geſchichte.

Der König. Was meynet er, wer iſt ſchöner in der Epopee, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer ſcheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

Der König. Aber Virgil iſt viel polirter.

Gellert. Wir ſind zu weit vom Homer entfernet, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitten richtig genug ſolten urtheilen können, ich

ich traue darin dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung nicht selbst urtheilen kan.

Der Major Quintus Icilius. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So, hat er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?

Gellert. Ach ja, Ihro Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern könnten, so kan ich es noch weniger. Ich kan nur rathen, wo Sie befehlen —

Der König. Kan er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unterdessen herum gehen — Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Ein kluger Mahler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,

Als weil er Ehre suchte, mahlte,
Lies einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wolte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen solte.
Der Mahler wande vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und kont ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bey dem ersten Blicke.
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Sich welcher Fus! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht.

Der Mahler ward beschämt gerühret.
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet;
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?
Gellert. Gleich, Ihro Majestät!

Wenn

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefält;
So ist es schon ein böses Zeichen.
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Der König. Das ist schön, recht schön; er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Er hat mir noch einen Poeten den **Pietsch** gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Den werfe ich auch weg, Ihro Majestät.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wieder kommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weis nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja, so wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst ihre Anmuth — Nun komme er bald wieder.

Dies ist die Unterredung, die der Weltweise von Sans-Souci damals mit dem Fabeldichter Deutschlands hatte. Als er sich beurlaubt hatte, lies sich der König gegen den Major **Quintus Icilius** der ihn vorgestellt

und eingeführet hatte, mit den Worten heraus: **Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched.** Ja noch den andern Tag bey der Tafel sagte der König von ihm: **Er ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.**

Man erlaube mir, daß ich meine Tischreden mit diesem Gespräch beschliessen darf. Wie leicht wäre es nicht, solche bis auf etliche Alphabete anwachsen zu lassen. Denn jedes Wort aus dem Munde dieses Weltweisen ist werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Doch wie gesagt, diese Blätter solten nur eine Probe seyn, und dazu sind sie lang genug. Möchte nur der erzürnte Himmel Europa den Frieden wieder schenken! Könte Friedrich nur das Schwerd, das er gezwungen führet, wieder in seine Scheide stecken, und mit Sieg umkränzt zu Sans-Souci in den Armen der Ruhe die Lorbeerbäume des Apollo benetzen, und in dem Schooße der Weltweisheit die ganze Annehmlichkeit des Friedens fühlen! Doch Friedrich streitet für die Nachwelt. Um ihres Besten willen opfert er seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, seine Kräffte grosmüthig auf; und ist die jetzige Welt gleich grossen Theils zu undankbar, es zu erkennen, oder zu blind es erkennen zu können, so wird die künftige gewis erkentlicher seyn. Die wird sein Bild

mit

mit immer grünen Lorbeern ſchmücken, es dankbar küſſen und ausrufen: »Dies iſt der »Erretter unſerer Freiheit! Er gründete un»ſere Wohlfahrt! Ruhe ſanft, grosmüthige »Aſche! Jahrhundert von Jahrhunderten »werden dein Lob an allen vier Enden der »Erde wiedertönen laſſen!

Nur Seelen, die von Neid und Leidenſchaft ganz durchdrungen ſind, können König Friedrich für den Anſtifter eines Kriegs halten, der Deutſchland nun ſchon fünf Jahr mit blutigen Fuſtapfen durchwandelt. Es gehöret nur eine mäßige Kenntnis der Geſchichte dazu, ihn von dieſem verhaßten Vorwurf frey zu ſprechen. Aber oft haben die Züge der Dichtkunſt, eine lehrreiche Fabel, mehr Eindruck auf ein von Vorurtheilen umnebeltes Herz, als die allerſchärfſte Demonſtration. Komt her, ihr meine Zeitgenoſſen, die ihr ſo undankbar von dem philoſophiſchen Held aus Sans-Souci urtheilet! komt her, leſet und urtheilet!

Pruß und Thrax

eine Erzehlung.

Der weiſe Pruß und Thrax, unlängſt erlauchte Feinde,
Die wurden nach dem Kampf durch Bund verſöhnte Freunde.
Die Nachbarſchaft zum Ueberfluß
Beſiegelt dieſen Friedensſchluß;

Sie drohte mit dem Schwerd zu rächen,
Wenn einer dieſen Bund wolt als Aggreſſor brechen.
Pruß, der, nach deutſcher Art, auf Treu und Glauben hält,
Baut ruhig ſein erworbnes Feld,
Jedoch wie jener auch, den Degen an der Seiten;
Dies iſt die Mode unſrer Zeiten.
Thrax aber dreht und ſträubet ſich,
Die Rache quält ihn ſichtbarlich.
Des vorgen eingedenk, noch furchtſam anzugreifen,
Begnügt er ſich, heimlich den Pruß zu kneifen;
Verweilte Hülfe mehrt nur ſeine Ungedult.
Pruß hatte hier und da — Pruß hat an allem Schuld.
Schon ſchärft Thrax öffentlich die Waffen,
Schon legt er ſeiu Geſchoß an Bruſt und Kinback an,
So, daß er ſeinen Feind recht auf das Korn gewann.
Hier ſteht Pruß auf, der noch nicht eingeſchlafen,
Er greift ans Degenheft; halt ſagt er guter Freund,
Zuviel, ſchon längſt zuviel, ſonſt — oder ich werd müſſen —
Thrax ſetzt die Büchſe ab; "es iſt nicht bös gemeynt,
Ich wolte, Ta—ra—ra, ich wolte Schwalben ſchieſſen.
Doch kaum hat Pruß den Blick zur Seiten hingetragen
Wird das Gewehr auf ihn von neuem angeſchlagen.
Pruß ſagt: "ey, was iſt das? Das Weſen dult ich "nicht,
"Auf mich im Anſchlag fertig liegen?
"Gib mir zum wenigſten, ſo laß ich mich begnügen,
"Ein Wort, ein Ehrenwort!" Die Antwort iſt Ha, ha!
Zween Schritte rückt ihm Pruß ſchon näher ins Geſicht,
Zwey aber in Gefahr aus Noth gewagte Schritte,
"Ein Wort, ein letztes Wort; ſprich Nein, ſprich oder Ja"
Die Antwort heiſt hum, hum; "Ein Thor, wenn ich es litte,"
Ruft Pruß und eilt auf ihn mit bloſſen Degen hin;
Ich wart nicht bis ich todt, bis ich verwundet bin."

Der

Der Pöbel, Richter solcher Fälle,
Sieht einen Friedensbruch, fragt, wer Aggressor war?
Dort schreyt aus vollem Hals des Thrax leibeigne Schaar,
Pruß ist Aggressor sonnenhelle!
Jedweder sieht, er that den ersten Schritt,
Buchstäblich bringet dies das Wort Aggressor mit;
Thrax nicht, wir sahen es ja, er ging nicht von der Stelle.
Doch mitten im Tumult erblickt ich einen Alten,
Dem Schein nach hätt ich ihn für Grotius gehalten;
Der schüttelt mit dem Kopf und zeiget mit der Hand,
Sein ewig Völkerrecht, wo er das Blat gefalten:
Schon steht es in dem Text *) noch schrieb er an den Rand:

Wenn Gut und Blut im Mittel stehen,
So gilt kein Wortspiel mehr, man muß auf Sachen sehen.

Ode
an die Preussische Armee.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde bringt,
Um das der frohe Sieg die güldene Flügel schwingt;
O Heer! bereit zu siegen oder sterben.
Sieh! Feinde deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ewiger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.
Der dürre schiele Neid treibt niederträchtge Schagren
Aus West und Süd heraus.
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Ostes, Barbaren
Und Ungeheur, dich zu verschlingen, aus.

So

*) Hugo Grotius sagt in seinem Natur- und Völkerrecht über Krieg und Frieden, B. 2. C. 1. §. 2. Prima igitur causa iusti belli est iniuria nondum facta, quæ petit corpus aut rem.

So tobt ein Flammenmeer, das aus Vesuvens Wunde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heissem Grunde.

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Nennt Friedrich, und dein starcker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm;
Sie blizt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur spaten Nachwelt wehen,
Die klugen Enkel ehren dich,
Zichn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tropheen.

Nur schone, wie bisher im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du dazu vermögend bist!
Das Räuben überlaß den Feigen und Croaten.

Ich seh! ich sehe schon! freuet euch, o Preußens Freunde,
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst in schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preißen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehen,
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und sind Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.